

Egon Schott

UNTER KOPFJÄGERN

Ein
Rifland
Reiseabenteuer



**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.
In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2026 BLITZ-Verlag
Redaktion: Danny Winter
Logo und Umschlaggestaltung: Mario Heyer
Satz: Gero Reimer
Gedruckt in der EU
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-68984-753-1

*Ellen Garrington, die Gattin des Zeitungskönigs Gong, war eine von ungewöhnlichen Passionen beherrschte Frau. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, religiöse Lehren unter primitiven Völkerstämmen zu verbreiten. Sie rüstete eine Expedition aus und zog mit ihrem Bruder, der Missionar war, in ein kaum erforschtes Urwaldgebiet in Zentralbrasilien. Allen Warnungen zum Trotz drangen die beiden immer weiter vor, bis sie schließlich spurlos in der schrecklichen Wildnis am Xingu verschwanden. Zwei Expeditionen, die nach dieser Frau suchten, sind zugrunde gegangen. Nun führt der hervorragende Dschungelkenner Rifland die **Große Expedition** in jene unbezwingbare Wildnis am Rio Xingu, um nach der Verschollenen zu suchen.*

Combu, ein junger, halb zivilisierter Negerhäuptling aus dem belgischen Kongo, ist ein treuer Diener Riflands und folgt seinem Herrn durch dick und dünn. Seine ursprüngliche, wenn auch meist unfreiwillige, drastische Komik wirkt stets erheiternd und würzt Riflands gehaltvolle und spannende Schilderungen.

Sapato, mit bürgerlichem Namen José Casissa, ist ein erfahrener Sertaoneiro¹ und begleitet Rifland nun schon zum dritten Mal auf einer Kulisehu-Xingu-Expedition als Capataz.² Für die anderen Teilnehmer der Expedition ist er der Experte für Dschungelfragen. Er ist der Ansicht,

1 Sertaoneiro: Waldläufer

2 Capataz: Vormann

dass man insbesondere den jungen Leuten nicht genug Respekt vor seiner über alles geliebten Sertao³ einflößen sollte. Seine spaßhaften Übertreibungen entspringen stets einem echten Kameradschaftsgefühl. Wie jeder echte Waldläufer geht auch er barfuß, nur sonntags trägt er ein Paar abgetretene Galoschen.⁴ Diese im ganzen Mato Grosso bekannte Vorliebe hat ihm seinen Namen eingebracht.

Windu, der junge Bakairi, ist ein Indianer mit außergewöhnlichen Fähigkeiten. Glänzende Fähigkeiten, Zuverlässigkeit und ein ansprechendes Äußeres heben ihn weit über seine Stammesgenossen hinaus. Er gleicht in manchem so sehr einem Traumbild aus ihrer Jugendzeit, dass ihn die Gefährten Riflands mitunter scherzhaft **Winnetou** nennen.

Loghi, den Sohn des Häuptlings der Yaulapiti, hat Rifland auf einer seiner früheren Reisen als Kind kennengelernt. Nun, da Rifland an der Spitze der Großen Expedition an den Kulisehu zurückkehrt, begegnet er dem jetzt schon halbwüchsigen Jungen mitten im Dschungel auf besonders amüsante Weise.

Paliuma und Akopoma, die Häuptlinge der Mehinaku- und Yaulapiti-Indianer, leben in latentem Kriegszustand miteinander, doch Rifland macht sie zu Freunden.

3 Sertao: Urwaldwildnis

4 port.: sapato

Die Große Expedition hat die Wohngebiete der Auetö, Mehinaku und Yaulapiti passiert und befindet sich nun im Mittellauf des Rio Kulisehu. Die ersten Spuren verschollener Expeditionen werden aufgefunden. Ausrüstungsgegenstände der Expeditionen Fawcett, Clochard und vor allem Ellen Garrington lassen Riffland erkennen, dass er auf der richtigen Fährte ist. Diese Erfolge sind von größter Wichtigkeit für die Moral und den Kampfesmut der Expedition, die mit zunehmender Entfernung von ihrem Ausgangspunkt den Schwierigkeiten des größten Urwaldgebietes der Erde immer mehr gegenübersteht. Ihre anfängliche technische Überlegenheit wird nun durch die übermächtigen Naturgewalten unbarmherzig dezimiert.

Doch die Unerschrockenheit und Tatkraft der Männer um Riffland wachsen mit den entgegnetretenden Problemen. Selbst ein bisher unbekannter Indianerstamm mit schreckenerregenden Sitten und absonderlichen Anschauungen kann den Weitermarsch nur verzögern, aber nicht aufhalten.

Rätsel um Verschollene

Winnetou, der Bakairi

Unsere Kanuflotte war seit Tagen den Rio Kulisehu abwärts zu den Wohngebieten der Mehinaku-Indianer unterwegs. Die Rudermannschaften setzten sich zum Teil aus unseren Leuten und zum anderen Teil aus Auetö-Indianern zusammen, deren Gebiet wir nun durchfuhren. Nur ein Boot war ausschließlich mit Bakairi besetzt: das Kriegskanu des jungen Bakairi-Häuptlings Windu. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, mich zu begleiten. Er wollte erst zu seinem Stamm zurückkehren, wenn meine Aufgabe erfüllt war.

Am Abend, nachdem wir unser Nachtlager auf einer großen Praia⁵ aufgeschlagen hatten, überall die Feuer brannten und ein vielversprechender Duft, der aus den Kochtöpfen kam, uns umschmeichelte, sah ich Windu langsamen Schrittes auf mich zukommen.

Die Erscheinung dieses jungen Indianers glich wahrhaftig dem Idealtypus eines freien und kühnen Jägervolkes, wie man ihn sich vorstellt. Als ich ihn zum ersten Mal sah, war er ein schwächtiges, knabenhaft verspieltes Bürschchen gewesen, wohl intelligent und voller Wissensdurst, aber nur auf lose Streiche bedacht. Von seinen Stammesgenossen geliebt und verhätschelt,

5 Praia: Sandbank, auch flaches Ufer

schien er sich eher zu einem verzärtelten Stutzer als zu einem lebensstüchtigen indianischen Jüngling zu entwickeln. Er hatte sich mir damals so sehr angeschlossen, dass ich befürchtete, er würde bald seine indianische Herkunft verleugnen und den fragwürdigen Lockungen der Zivilisation erliegen. Dann würde er in diesem verderblichen Zwitterzustand als farbloses Mischprodukt untergehen. Wie sehr hatte sich Windu aber geändert! Sein gemessenes Betragen und seine stolze Haltung vereinten sich zu einem höchst einnehmenden Auftreten. Ich freute mich sehr, zu sehen, dass man ihn trotz seiner Jugend respektierte und seine Meinungen und Ratschläge als bedacht und wohl überlegt empfand. Seine Taten waren heute schon die eines gereiften Mannes vornehmer Wesensart.

Er lächelte, als er zu mir trat, und sagte: „Ich habe ein Tier, das du so gerne isst, geschossen. Sie brät jetzt. Spürst du ihren Duft?“

„Ich spüre ihn“, antwortete ich, obwohl es in dieser Symphonie von Gerüchen schwer war, einzelne zu unterscheiden. „Willst du mit mir essen?“

„Wenn du es erlaubst, werde ich mich sehr freuen. Ich bringe sie dir.“

Damit sollte eine besondere Ehrung ausgedrückt werden, denn normalerweise bereitet der indianische Jäger die Speise nicht selbst zu und serviert sie dem Gast.

Bald kam Windu mit dem gebratenen Fisch, und wir aßen stumm, wie es sich geziemt, das leckere Gericht. Nachdem wir das Mahl beendet hatten, fragte der junge

Unterhäuptling: „Erinnerst du dich noch an die Zeit, als ich dich bat, mir zum Zeichen unserer Freundschaft einen Namen zu geben?“

„Ich erinnere mich.“

„Damals bat ich dich, mir den Namen eines Arama⁶ zu geben. Das wolltest du nicht und so nanntest du mich Winnetou.“

„Ich tat es, weil du Windu heißt und ich deshalb an Winnetou erinnert wurde. Denkst du vielleicht, dass Winnetou ein schlechter Name sei?“

„Das nicht. Du hast mir erzählt, dass Winnetou ein gewaltiger Oberhäuptling war und dass ihn alle jungen Menschen liebten. Oft hast du mir von ihm erzählt und gemeint, ich müsse ihm nacheifern. Aber jedes Mal, wenn du meinen neuen Namen aussprachst, spielte ein Lächeln um deinen Mund, und ich ahnte gleich, dass es dir nicht ernst war, als du mich Winnetou nanntest. Und nun finde ich meine Vermutung bestätigt, denn deine weißen Freunde und alle anderen, die um dich sind, nennen mich nur scherzhaft Winnetou. Willst du mir nicht lieber einen anderen Namen geben?“

„Das möchte ich nicht, gerade jetzt nicht, wo du tatsächlich ein *Winnetou* geworden bist. Meine Begleiter sind der gleichen Ansicht. Wenn sie bei der Nennung dieses Namens lächeln, dann tun sie es, weil es ihnen unfassbar erscheint, einen wirklichen, einen lebenden Winnetou vor sich zu haben.“

„Ist Winnetou denn tot?“, fragte Windu enttäuscht.

6 Arama: Weißer

„Winnetou bist du jetzt. Der andere aus dem fernen, nebligen Felsengebirge hat nie gelebt. Dennoch wird er“, setzte ich mehr für mich selbst hinzu, „unsterblich bleiben.“

„Wenn er nicht gelebt hat, kann er nicht sterben“, griff der hellhörige Indianer den Gedanken überraschenderweise auf. „Und er konnte auch keinen Namen gehabt haben.“ Da war ich nun schön festgefahren mit meinem Apachen-Häuptling. Ich sann auf einen Ausweg.

„Du irrst“, gab ich zurück, „es ist mit Winnetou wie mit Ekho-on.“⁷

„Ekho-on lebt!“, rief Windu. „Nur sehen wir ihn jetzt nicht mehr. Früher, es ist schon lange her, war er mitten unter uns!“

Es war nicht leicht, Windu den Unterschied zwischen einem leibhaftig wahrgenommenen Menschen und einer legendären Gestalt klarzumachen. Ich beging den Fehler und sagte, dass Winnetou wohl auch einmal gesehen wurde – ich meinte damit seinen Schöpfer Karl May.

Als Windu mich dann fragte, ob dieser Karl May auch andere Indianer gesehen hätte, und ich dies wahrheitsgemäß verneinte, sagte er: „Dieser Mann, dessen Namen ich mir so schwer merken kann ...“ Er meinte Karl May. „... hat, wie du selbst sagst, keinen Indianer gesehen. Wie konnte er dann Winnetou, der doch auch ein Indio war, gesehen haben? War er vielleicht ein großer Schamane?“

„Ganz richtig“, sagte ich erleichtert, denn diese Lösung erschien mir am einfachsten. „Dieser Mann war ein

7 Ekho-on: Name einer Legendenfigur, Feind des Bösen

Schoanan,⁸ der Menschen auch dann sehen konnte, wenn sie sich noch so weit von ihm entfernt befanden. Auch dich werden viele Aramas sehen, ohne jemals in deine Nähe gekommen zu sein. Sie werden erfahren, dass es einen jungen Unterhäuptling der Bakairi namens Windu gibt, und sich freuen, dass Winnetou nun tatsächlich Fleisch und Blut geworden ist.“

„Sie werden es erfahren, weil du es ihnen erzählst.“

„So ist es.“

Windu stand auf, reichte mir die Hand und verabschiedete sich, denn es war spät geworden.

*

Am nächsten Morgen, gerade als wir mit dem Beladen der Boote beschäftigt waren, ertönte aus dem stromabwärts gelegenen Lager lautes Rufen, wie es üblich ist, wenn plötzlich ein fremdes Fahrzeug auftaucht. Kurz darauf kam Sapato gelaufen und berichtete, dass sich ein Boot mit Mehinaku-Indianern näherte.

Sofort war alles auf den Beinen, obwohl das Auftauchen der Mehinaku, deren Wohngebiet nicht mehr weit entfernt lag, keine Sensation bedeuten konnte.

Die Herankommenden waren von dieser unvermuteten Begegnung sehr überrascht. Sie zögerten und man sah ihnen an, dass sie am liebsten kehrtgemacht hätten. Sapato, der sich mit den Indianern gut verständigen konnte, erhielt den Auftrag, rasch ein Boot zu besteigen

8 Schoanan: Zauberer, Mediziner

und die Mehinaku von unserer Friedfertigkeit zu überzeugen. Es dauerte eine gute halbe Stunde, bis sich die vier fremden Indianer entschlossen, an unsere Lagerstelle heranzufahren.

„Chorra Mehinaku!“, rief ich ihnen beim Näherkommen zu. „Ich bin auf dem Weg zu eurem Häuptling Paliuma, der mein Freund ist.“

Jetzt erst erkannte mich einer der Ruderer, erwiderte meinen Gruß und teilte den anderen mit, dass ich ihm kein Fremder sei.

„Kommt in unser Lager“, sagte ich. „Wir haben gut zu essen, und morgen könnt ihr mit uns die Rückreise antreten.“

Die Ankömmlinge, die durch das Treiben in unserem Lager zunächst noch scheu waren, wurden bald zutraulich und bewunderten all das Neue, das ihnen begegnete.

Die Mehinaku leben auf einer weit primitiveren Stufe als die Bakairi, die immerhin noch lose Verbindungen zur Zivilisation unterhielten. Häuptling Paliuma aber, mit dem ich bei einem früheren Besuch Freundschaft geschlossen hatte, bildete eine große Ausnahme unter seinen Stammesgenossen. Er war schon einmal in Independencia gewesen, hatte mit dem Indianerkommis-
sar Ramon Royas richtiges Bier getrunken und mit den Bewohnern der Station Tauschhandel getrieben. Er besaß infolgedessen ein Gewehr, einen alten Vorderlader, und verfügte über einen Feldstecher, der nur dazu diente, in der Sonne zu funkeln, da ihm die Linsen am Okular fehlten. Dieses Instrument hatte er sich von einem Teil-

nehmer einer amerikanischen Expedition *ausgeborgt*, die vor Jahren durch sein Gebiet gezogen war. Es waren drei blutjunge Amerikaner, die von einer Zeitung ausgeschickt worden waren, um den verschollenen Oberst Fawcett zu suchen. Ihr Führer, Edward Douglas, beabsichtigte, die Suyu-Indianer zu erreichen. Da die drei nie wieder zurückkehrten, war Paliuma gezwungen, den Feldstecher für sich zu behalten, wie er sagte. Er hatte Sinn für Humor und war im Großen und Ganzen ein anständiger Kerl.

Einer der Mehinaku hatte um sein Handgelenk einen bunten Metallstreifen gewunden. Dieses Schmuckstück war aus einer Tube, die die Aufschrift *Zahncreme* trug, zurechtgeschnitten worden. Als ich den auf sein Armband stolzen Krieger fragte, woher er das schöne Ding hätte, erfuhr ich, dass sich im Tapui⁹ der Mehinaku ein Weißer befände, der von den Yaulapiti gekommen wäre und nun schwer krank in einer Hütte liege.

Das war eine Überraschung.

Ein Weißer am Kulisehu? Man wusste doch von jedem einzelnen Menschen, der sich in dieses wenig besuchte Gebiet begab. Die Indianer konnten nicht viel über den weißen Mann sagen und ich war gespannt, was ich vor Ort erfahren würde.

Jeder der vier Mehinaku erhielt ein kleines Geschenk. Mit dem Auftrag, ihren Häuptling von unserer Ankunft zu verständigen, zogen sie wieder ab.

9 Tapui: Dorf, Siedlung

Beim Morgengrauen brachen wir auf und waren noch keine zwei Stunden unterwegs, als uns einige Mehinaku-Boote entgegenkamen. An der Spitze fuhr ein großes Kanu mit zehn Kriegern, die alle in bunter Körperbemalung und reich mit Federn geschmückt waren. Drei weitere Boote folgten.

Ich überließ Windu die erste Begrüßung. Auch die Bakairi hatten Federschmuck angelegt und sich nach ihrer Art bemalt. Nun schoss Windus Kriegskanu ein paar Längen vor, wurde gestoppt und Windu stellte sich ganz vorne in den Bug. Er legte einen Pfeil an die Sehne, zielte gegen den Himmel, als wollte er einen Vogel abschießen, und ließ das Geschoss abschwirren. In steiler Bahn flog der Pfeil empor, beschrieb einen kurzen Bogen, sauste herab, zischte knapp vor dem Fahrzeug der Mehinaku ins Wasser und schnappte gleich darauf zurück, um ruhig auf der Oberfläche zu schwimmen.

Sofort griff einer der Mehinaku danach, hob den Pfeil hoch, um zu zeigen, dass die Begrüßung freundlich aufgenommen wurde, und legte ihn ins Boot.

Die Mehinaku schienen jedoch mit einem derart meisterhaften indianischen Begrüßungsschuss nicht gerechnet zu haben, denn man sah ihre Ratlosigkeit von Weitem; möglicherweise hatten sie keinen geeigneten Bogenschützen dabei, um in derselben eleganten Art antworten zu können.

Dann stellte sich jedoch auch bei ihnen einer in den Bug, nahm Pfeil und Bogen und zielte auf Windu. So sah es zumindest aus. Doch als der Pfeil abschwirrte, berührte er auf halbem Weg das Wasser und hüpfte wie ein Geller bis zum Boot Windus. Der junge Bakairi nahm den Pfeil auf, hob ihn ebenfalls hoch, und damit war von beiden Seiten signalisiert, dass man einander friedlich begegnen wolle.

Ich hatte inzwischen einen Lautsprecher zurechtgemacht und rief durch ihn: „Chorra Mehinaku! Chorra Aramas! Chorra Auetö! Chorra Bakairi!“ Das hieß: *Die Mehinaku sind gut, ebenso die Weißen und alle ihre Begleiter*. So ungefähr lautet der Sinn dieser auf den Urwaldflüssen gebräuchlichen Formel, die freundliche Gesinnung ausdrückt.

Doch der Lautsprecher verblüffte die Mehinaku. Eine so dröhnende Stimme hatten sie noch nie gehört, weshalb es eine Weile dauerte, bis sie ihr *Chorra* zurückriefen. Als ich dann auch noch das Tonband mit dem Lied der Ruderer laufen ließ und der Gesang aus dreißig Kehlen im Rudertakt über den Fluss hallte, vergaßen die Mehinaku zu paddeln und ließen sich treiben.

Erst nach geraumer Zeit hatten sie sich so weit gefasst, dass wir landen konnten. Auf festem Boden fand dann die eigentliche Begrüßung statt.

Anschließend bestiegen wir wieder die Boote, um das Dorf zu erreichen.

Als wir uns dem Landeplatz der Mehinaku näherten, fragte Dr. Reinhardt, der sich in meinem Boot befand, ob die Begrüßung des Häuptlings ähnlich wie bei den

Bakairi ablaufen würde, als wir dem Oberhäuptling Alanahare unsere Aufwartung machten. Als ich dies bejahte, meinte er: „Ich finde solch eine erste Begegnung maßlos interessant und möchte Sie bitten, mich auch diesmal mitzunehmen. Sie waren doch damals mit mir zufrieden. Außerdem mache ich mit meiner roten Jacke Staat und repräsentiere unsere Expedition aufs Beste.“

Reinhardt besaß eine grellrote Jacke, die er als Mitglied eines Berliner Ruderklubs am Wannsee getragen hatte. Auf der linken Brustseite dieses Kleidungsstücks prangte ein mächtiges, mit Goldfäden gesticktes Klubwappen.

Ich erklärte mich mit seiner Begleitung einverstanden, woraufhin der Berliner Zoologe seine Jacke hervorholte und anzog.

„Nun – was sagen Sie?“, fragte er und drehte sich nach Art eines Probierfräuleins nach allen Seiten.

„Hm“, sagte ich, „wenn Paliuma jemals in einem großen Hotel gewesen wäre, würde er Sie bestimmt für einen Oberliftboy halten, so aber ...“

„... wird er zumindest einen General in Ihnen sehen und nichts sehnlicher wünschen ...“

„... als Ihnen die Jacke auszuziehen“, ergänzte ich. „Haben Sie denn vergessen, wie sehr die Jacke Alanahare in die Augen gestochen hat? Um wie viel mehr wird dies bei dem weit primitiveren Paliuma der Fall sein! Es kann leicht geschehen, dass man Ihnen auflauert und Ihnen bei günstiger Gelegenheit unsanft eine Keule auf den Kopf schlägt, damit Sie den Verlust Ihrer Jacke leichter vergessen können.“

Paliuma

Am Landeplatz standen einige Mehinaku-Krieger, mit denen ich mich erneut begrüßte. Dann schritt ich, von Dr. Reinhardt, Sapato, Dr. Hofer und Combu gefolgt und von den kriegsbemalten Mehinaku umgeben, dem einige hundert Meter vom Ufer entfernten Dorf zu.

Bei den meisten südamerikanischen Indianern ist es Sitte, dass sich Frauen und Kinder in ihre Hütten zurückziehen, wenn Fremde kommen. Auch die Männer zeigen sich nicht sofort. Die ersten, die einem Ankömmling entgegenreten, sind der Häuptling und sein Gefolge. So war es auch bei den Mehinaku. Als wir das Dorf erreichten, war keine Menschenseele zu sehen, sodass wir den Eindruck hatten, eine ausgestorbene Indianersiedlung zu betreten.

Ungefähr dreißig Schritte vor dem großen Männerhaus¹⁰ blieben wir stehen. Ein Unterhäuptling rief: „Paliuma, deine Freunde, auf die du lange gewartet hast, sind da. Komm heraus, sie wollen dich begrüßen!“

Das war natürlich nur Formsache, denn Paliuma, der Häuptling der Mehinaku, wusste ja von meinem Besuch. Sicherlich wartete er ungeduldig auf den Augenblick, in dem die Begrüßung vorbei sein und er sein Geschenk in Empfang nehmen würde.

Nach diesem Ruf trat Paliuma vor das Männerhaus. Drei Krieger und ein Jüngling folgten ihm. Sie taten alle

10 Männerhaus: Eine geräumige Hütte, in der Besprechungen abgehalten werden. Sie vertritt nach unseren Begriffen das Rathaus.

so, als wären sie ganz erstaunt über die Ankömmlinge. Nun kam Paliuma mit langsamen Schritten auf mich zu. Er zwang sich, ein würdevolles Gesicht zu zeigen. Doch jede seiner Bewegungen verriet, dass er einzig und allein darauf bedacht war, seinen pompösen, übermäßig hohen, wippenden Kopfschmuck in Balance zu halten. Dieser war unbemalt und trug auch sonst keine der üblichen kleinen Anhängsel, die für uns so lächerlich wirken. Um seine Schultern wallte jedoch ein rot-, blau- und gelbgestreiftes Frottierhandtuch. Wahrscheinlich stammte auch dieses aus dem Besitz der Amerikaner. Mit diesem Aufzug erhoffte Paliuma zweifellos, den Eindruck eines Königs zu machen.

Während Paliuma auf mich zuschritt, sagte ich zu Reinhardt: „Gehen Sie jetzt dem Häuptling entgegen und machen Sie ähnlichen Klimbim wie damals bei Alanahare.“

Der Berliner zupfte sich die rote Jacke zurecht, schob seinen Tropenhelm, der ihm stets im Weg war, zurecht, ging auf Paliuma zu, blieb drei Schritte vor ihm stehen, hob die Hand und begann, wie damals bei Alanahare, folgsam: „Verstehst du, du mein lieber Schokoladenmann, ich verstehe dich nicht und du mich nicht, aber tröste dich: Wenn wir uns einmal unter den Linden sehen, dann grüße mich, ich werde dir nicht zwischen die Beine treten ...“

Es war derselbe Wortlaut, den er auswendig gelernt zu haben schien und der schon einmal seine Wirkung nicht verfehlt hatte. Diesmal fügte er noch hinzu: „An meiner

roten Jacke wirst du, dämlicher Häuptling, ja sehen, dass ich ein General bin, ein General der Zoologie, verstehst du!“, und Ähnliches. Bei dieser geistreichen Erklärung deutete er immer wieder auf seine Jacke und besonders auf das gestickte Klubabzeichen, um Paliuma zu verdeutlichen, dass er, Reinhardt, ein besonderer Würdenträger war.

Aber Paliuma missverstand ihn gründlich. Er glaubte, die Jacke sei für ihn bestimmt, und der Mann, der unverständliches Zeug gesprochen hatte, würde sie ihm unter wortreichen Anpreisungen am eigenen Leibe vorführen. Deshalb trug der Häuptling zweien seiner Begleiter auf, das Geschenk in Empfang zu nehmen. Daraufhin bedeuteten die beiden *Adjutanten* Reinhardt, dass er ihnen folgen möge. Ich sah, wie der Ahnungslose, der in der Meinung war, besonders festlich empfangen zu werden, bereitwillig mitging und kurz darauf mit den beiden Indianern im Männerhaus verschwand.

In der Zwischenzeit hatten Paliuma und ich uns begrüßt, indem wir einander mit den Handflächen auf die Oberarme klopfen. Ich beantwortete seine Fragen, woher ich käme und wie lange ich bliebe.

Dann gingen auch wir, wie es Sitte ist, ins Männerhaus. Nach Beendigung des neuerlichen Palavers fragte ich Paliuma nach Reinhardts Verbleib, da ich ihn nirgends sehen konnte. Nun stellte sich heraus, dass der Zoologe, nachdem er endlich begriffen hatte, was man von ihm wollte, einfach durch den anderen Ausgang des Männerhauses entschlüpft war, um sich mir anzuschließen.

Das ließen die Adjutanten jedoch nicht zu. Sie waren der naiven Ansicht, Reinhardt wolle die Jacke für sich selbst behalten und somit gegen meinen Auftrag handeln. Ich klärte den Irrtum auf, und bald stand der Berliner unbeschädigt, wenn auch jackenlos, keuchend und in Schweiß gebadet vor mir. Er berichtete über das Geschehnis. „Ein besonders grober Lummel war dabei“, stieß er wütend hervor und blickte sich um, um den Missetäter zu suchen.

„Kommen Sie, Doktorchen“, sagte ich beschwichtigend. „Setzen Sie sich neben mich und stören Sie das Palaver nicht. Später wird sich alles finden.“

„Auch meine Jacke?“, warf er ein.

„Ich hoffe, dass wir sie wiederbekommen. Lassen Sie mich nur erst einmal verhandeln.“ Und zu dem Häuptling gewandt sagte ich: „Paliuma, die rote Jacke war dir zwar nicht zugebracht, doch wenn du sie als Geschenk annimmst, ist es mir recht. Ich werde dann aber die viel schöneren Dinge, die für dich bestimmt waren, zu den Yaulapiti mitnehmen.“

Ich hoffte, Paliuma damit umzustimmen, und mein Trick schien zu gelingen. Der Häuptling, der eine Weile nachgedacht hatte, stand auf und sagte: „Ich werde das rote Fell holen und es dir geben.“ Mit diesen Worten verließ er das Männerhaus.

Obwohl Häuptlinge im Allgemeinen aus solchen Gründen ein Palaver nicht zu verlassen pflegen, sah ich dennoch nichts Außergewöhnliches in seinem Verhalten. Aber ich wurde bald eines Besseren belehrt. Paliuma schien entschlossen, selbst eine Finte zu setzen. Er kam

zurück, machte ein enttäuschtes Gesicht und erklärte, dass die Jacke verschwunden sei.

„Wie kann sie verschwinden?“, fragte ich.

„Ja“, meinte er, „wir haben einen Limbu¹¹ hier, der hat das Ding genommen und ist damit in den Wald gerannt. Doch sei beruhigt, ich lasse nach ihm suchen, und du wirst das schöne Ding bald wiederhaben. Ich freue mich, wenn du mir jetzt die Geschenke bringst, die für mich bestimmt sind.“

Dass es einen Limbu gab, den es fast in allen indianischen Dörfern gab, bezweifelte ich nicht. Dass es jedoch einem Dorftrottel gelungen sein sollte, mit einem so bemerkenswerten Stück auch nur einige Meter weit zu kommen, war mir unklar. Es hatte jedoch keinen Sinn, die Unlogik dieser Behauptung in einer stundenlangen Diskussion beweisen zu wollen. Es war besser, eine günstige Gelegenheit abzuwarten. So erfüllte ich den Wunsch Paliumas und ließ die Geschenke bringen.

Im Nu wimmelte es vor dem Männerhaus. Vor allem Frauen und Kinder drängten sich heran und bewunderten die bunten Tücher und die Glasperlen. Man musste die Augen wirklich überall haben, wollte man verhindern, dass ein Stück nach dem anderen verschwand. Die Mehinaku waren, wie gesagt, schon ein reichlich primitives Volk. Wenn auch nicht auf der Kulturstufe der Steinzeit, wie andere Stämme weiter flussabwärts. Allerdings merkte man den großen Unterschied zwischen ihnen und den Bakairi. Windu beispielsweise stand in der Nähe

11 Limbu: ein Geistesgestörter, eine Art Dorftrottel

und betrachtete mit überlegenem Lächeln die aufgeregten Mehinaku, für die ein hüpfender Spielzeugfrosch aus Blech ein unfassbares Wunder war.

Durch Schaden klug geworden, haben Forschungsreisende wiederholt berichtet, dass das Verteilen von Geschenken bei primitiven Völkern psychologisch genau durchdacht sein muss. Die Eingeborenen dürfen nie den ganzen Vorrat sehen, denn sie sind – wie Kinder – unersättlich in ihrem Verlangen. Zudem soll jedes Geschenk womöglich eine Gegenleistung einbringen. Der allgemein übliche Ausweg, Geräte oder Gebrauchsgegenstände dafür einzutauschen, dient nicht allein dem Zweck, eine völkerkundliche Sammlung zusammenzubringen – eine Aufgabe, die sich jede Expedition stellt –, sondern soll auch die Lust am Begehren in vernünftigen Grenzen halten. Es kann sonst sehr leicht geschehen, dass die Gier übermächtig wird. Besonders die Frauen spornen dann ihre Männer bedenkenlos an, die weißen Eindringlinge zu erledigen, um in den Besitz all der Kostbarkeiten zu gelangen. Auf diese Weise sind manche Forscher ums Leben gekommen.

Nachdem der Verteilungsrummel vorbei war, verlangte ich von Paliuma, den Weißen, der sich in seinem Dorf befinden sollte, zu sehen. Doch der Häuptling meinte, das habe noch Zeit, da ich ja nicht zu den Arama, sondern zu den Mehinaku gekommen sei. Ihm waren die bunten Tücher, die primitiven Taschenmesser und die glitzernen Glasperlen für seine Familie freilich wichtiger.

„Soll ich gegen die Sitte meines Volkes verstoßen und den Weißen erst morgen sprechen?“, sagte ich verärgert.

„Wenn du darauf bestehst, werde ich die Kisten mit den Geschenken wieder verschließen!“

Einen Augenblick lang war mir der Gedanke gekommen, die Weigerung Paliumas könne eine besondere, mir noch unbekannte Begründung haben. Deshalb bestand ich besonders energisch auf meiner Forderung.

Schließlich sagte Paliuma: „Wenn du es nicht abwarten kannst, dann komm mit. Ich will dich zu dem Arama führen. Er ist aber sehr krank, und es ist nicht gut, wenn du zu lange mit ihm sprichst.“

„Das ist meine Sorge“, sagte ich und winkte Dr. Hofer zu, mich zu begleiten.

Ein wenig abseits vom Dorf war notdürftig eine Palmstrohütte errichtet worden. Als wir uns näherten, kam, aufmerksam geworden durch unsere laute Unterhaltung, ein Mann in zeretzter, zerschlissener und schmutziger Tropenkleidung aus dem niedrigen Eingang. Er erhob sich mühsam und wankte auf uns zu. Ich eilte ihm entgegen. Als der Mann mich sah, blieb er stehen, hob die Arme und rief mit matter Stimme: „Bon sang, enfin un homme blanc!“ – „Endlich ein Weißer!“

„Sie sind Franzose?“, rief ich ihm in seiner Sprache zu und streckte ihm die Hände entgegen. „Ich habe gehört, dass Sie krank sind. Wir sind gekommen, um Ihnen zu helfen, Monsieur! Hier“, sagte ich und zeigte auf Dr. Hofer, „ist ein ausgezeichnete Tropenarzt, der sogar Tote wieder zum Leben erwecken kann.“

„Quel bonheur!“, erwiderte der Franzose mit Tränen in den Augen. „Ich danke Ihnen. Sie machen mich sehr

glücklich. Ich wollte Ihnen jetzt entgegengehen, aber wie Sie sehen, bin ich nicht mehr imstande, mich auf den Beinen zu halten.“

Wir stützten ihn, führten ihn zurück zu seiner Hütte und halfen ihm, sich wieder auf sein dürftiges Lager zu legen. Erschöpft schloss er die Augen. In seinem eingefallenen Gesicht waren die Spuren monatelangen schweren Fiebers sichtbar. Ich überließ ihn Dr. Hofer und begab mich zum Kanuhafen, um das Entladen der Boote anzuordnen und einen geeigneten Lagerplatz auszuwählen.

Und abermals eine Urwaldtragödie

Gegen Abend begab ich mich wieder zu unserem Patienten. Als ich ihm gegenüber saß, wies er auf einen Verband um seinen Hals und sagte in der lebhaften Art der Franzosen: „Ein Glück, dass ich mich den Händen Ihres Arztes anvertrauen konnte. Ich fühle mich bereits etwas wohler. Morgen wird meine schreckliche Beule, die nach einem Insektenstich entstanden ist, operiert. Der Doktor hat auch mein Fieber gesenkt und meint, dass ich bald wieder weiterziehen kann. Ich will so schnell wie möglich aus diesen Wäldern hinaus. Glauben Sie mir, Monsieur, es ist eine Hölle, eine Gift sprühende Hölle, in der ein Weißer nicht leben kann. Ich kapituliere, ich wende mich ab, ich ergreife die Flucht – tun Sie es auch, solange Sie noch gesund sind.“

Als ich unwillkürlich lachte, fuhr er fort: „Am Beginn meiner Reise und auch, als ich später bei den Bakairi

und den Auetö durchkam, war ich genauso unbekümmert wie Sie. Die ersten drei oder vier Monate ist man noch bei Kräften und zuversichtlich, dann geht alles gut. Aber wenn man die Auetö hinter sich hat und zu den Mehinaku und den anderen schrecklichen Indianern kommt, verzehnfachen sich die Schwierigkeiten. Sie ahnen nicht, was Ihnen noch bevorsteht. Ich rate Ihnen ...“

„Raten Sie mir lieber nicht“, unterbrach ich ihn, noch immer lachend. „Ich bin zum fünften Mal hier.“

„Comment donc! Wie sagten Sie?“, fragte er erstaunt. „Sie wollen doch nicht sagen, dass Sie schon einmal bei diesen Indianern mit den fürchterlichen Namen waren.“

„Gewiss! Paliuma, der Häuptling der Mehinaku, ist einer meiner Freunde.“

Monsieur Jules Clochard, so hieß der Franzose, schüttelte resigniert den Kopf, blickte mich verwundert an, und es sah aus, als fände er vor lauter Staunen keine Worte. Nach einer längeren Unterhaltung erfuhr ich, was mich interessierte.

Clochard, Inhaber eines Buchverlags in Marseille, hatte seinen jüngeren Bruder Armand, einen Fachgelehrten der Entomologie,¹² veranlasst, eine Forschungsreise in das Xingu-Gebiet zu unternehmen, um ein grundlegendes Werk über die Insektenwelt der brasilianischen Wildnis zu schreiben, das hernach in seinem Verlag erscheinen sollte. Da Jules Clochard ein Jahr lang nichts von seinem Bruder hörte, bekam er Gewissensbisse, denn diese Reise war ja auf seine Anregung

12 Entomologie: Insektenkunde

hin unternommen worden. Er begab sich auf die Suche nach dem Verschollenen.

Nach der Landung in Rio de Janeiro lernte er einen Landsmann kennen, der angab, ein erfahrener Urwaldjäger zu sein und die brasilianischen Wälder zu kennen. Clochard vertraute dem Mann, nahm ihn als Führer und begab sich, von vier in Corregofundo angeworbenen Mischlingen begleitet, auf die Reise. Die mit der Gegend vertrauten Caboclos¹³ rieten Clochard, an Independencia vorbeizureisen und nördlich davon zum Rio Kulisehu zu gehen. Sie wussten, dass Ramon Royas diese mangelhaft ausgerüstete Expedition, der außerdem die vorgeschriebene Begleitung eines brasilianischen Offiziers fehlte, nicht passieren lassen würde. Clochard war jedoch viel zu ungeduldig, um sich mit derartigen *Formalitäten* aufzuhalten. Fünfundzwanzig Kilometer nördlich von Independencia erreichten sie den Kulisehu und legten den Weiterweg zu den Bakairi auf einem primitiven Floß zurück.

„Merkwürdig!“, sagte ich. „Kein einziger Bakairi hat hiervon eine Erwähnung gemacht. Erst hier erfuhr ich von Ihrer Durchreise.“

„Das kann ich Ihnen erklären. Diese Burschen haben mich nämlich gründlich bestohlen. Auch die vier Mischlinge waren Spitzbuben. Sie forderten eine hohe Vorauszahlung und drohten, umzukehren, wenn sie diese nicht erhielten. Kaum hatten sie das Geld, verbündeten sie sich mit den Indianern, verfügten nach Gutdünken über

13 Caboclo: Mischling zwischen spanischem und indianischem Blut, zugleich auch Waldläufer

meine Geschenkartikel und veranstalteten ein Fest. Sie ließen Unmengen Kaschiri¹⁴ brauen und faulenzten hier volle acht Tage. Als wir schließlich aufbrechen wollten, waren sie mit einem Kanu auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Der Oberhäuptling, ein wahrer Gentleman, stellte mir daraufhin ein zweites Kanu und vier Ruderer zur Verfügung. So gelangte ich zu den Auetö.“

Ich unterbrach Clochard und fragte, ob der von ihm geworbene Führer den Umtrieben der Mischlinge denn nicht mit entsprechender Entschlossenheit begegnet sei.

„Pas-du-tous, keineswegs“, meinte Clochard. „Mein Landsmann war zweifellos für europäische Verhältnisse ein guter Jäger. Von dem Viehzeug in diesen Wäldern hatte er jedoch keine Ahnung. Noch ungeschickter war er im Umgang mit den Caboclos. Von seinem Benehmen Indianern gegenüber ganz zu schweigen.“

„Hat auch Ihr Bruder einen Bogen um Independencia gemacht?“

„Oui, mais – ja, aber ein wenig anders, nicht so wie ich. Er charterte ein Wasserflugzeug, mit dem er vom Rio Paranaíba aus startete, um, glaube ich, mit nur einer Zwischenlandung gleich bis zu den Yaulapiti zu gelangen.“

„Konnten Sie die Spur Ihres Bruders verfolgen?“

„Gewiss, wir gelangten ja bis zu den Yaulapiti. Dort fand ich das Flugzeug, das mein Bruder benutzt hatte. Es war an den Strand gezogen worden und stand, anscheinend unberührt, verrostet und verwahrlost da. Unzählige Insekten hatten es als Behausung benutzt. Die Maschine

14 Kaschiri: aus Mandiokafladen gegorenes alkoholisches Getränk

blieb von den Indianern deshalb verschont, weil der dortige Mediziner sie als Tabu erklärt hatte. Auch ich durfte nicht heran. Als ich es dennoch versuchte, nahmen die Indianer eine feindselige Haltung ein und drohten, mich mit Pfeilen zu erschießen.“

„Ein derartiges Verhalten kommt vor“, sagte ich, „doch was ist mit Ihrem Bruder geschehen?“

„Das ist schwer zu sagen. Der Umstand, dass wir die Sprache der Indianer nicht beherrschten, erschwerte unsere Erkundigungen. Von den Yaulapiti erfuhr ich, wenn ich sie richtig verstanden habe, Folgendes: Mein Bruder war eine Zeit lang bei diesen Stämmen und ging in Eintracht mit dem Urwaldvolk seiner Forschungsarbeit nach. Eines Tages beschloss er, landeinwärts nach einer seltenen Ameisenart zu suchen. Vom Dorf der Yaulapiti aus erreicht man unschwer eine fast unbewaldete Hügelkette, die den Charakter einer Camp-Landschaft trägt. Mein Bruder hatte sich, so erfuhr ich, von fünf Yaulapiti begleitet, auf den Weg gemacht. Als sie zum zweiten Mal des Nachts lagerten, entfernte sich mein Bruder ein wenig. Die Indianer hörten ein schreckliches Brüllen. Als sie Nachschau hielten, stellten sie fest, dass mein Bruder verschwunden war. Sie meinten, ein Monster, ein böses Ungeheuer, hätte ihn mitgenommen. Dieser Erklärung schenkten wir natürlich keinen Glauben. Da ich damals schon fieberte, bat ich meinen Landsmann, Monsieur Croix, sich von den Yaulapiti zu der Stelle führen zu lassen, an der mein Bruder angeblich vom Ungeheuer geholt worden war. Croix war nicht sehr begeistert

von diesem Auftrag und es bedurfte meiner ganzen Überredungskunst, um ihn dazu zu bringen, sich von zehn Indianern begleitet, wie einst mein Bruder, auf den Weg zu machen.“

„Welche Vorkehrungen hat er getroffen?“

„Vorkehrungen? Rien du tout, nichts.“

„Hatten die Indianer großen Respekt vor ihm?“

„Nicht sonderlich.“

„Dann hat er sehr leichtfertig gehandelt. Es würde mich nicht wundern, wenn Sie jetzt sagen, er sei ebenfalls nicht zurückgekehrt.“

„Sie liegen richtig: Croix kam ebenfalls nicht zurück. Nach fünf Tagen schlichen die Indianer ohne ihn ins Dorf.“

„Behaupteten die Yaulapiti, dass auch Ihr Landsmann von dem Ungeheuer ...“

„Nein, sie sagten, in Croix' Bauch sei plötzlich ein böser Geist gefahren und habe ihn furchtbar gequält. Am Morgen sei der Gequälte tot gewesen. Auch der Pilot, der meinen Bruder dorthin brachte, ist spurlos verschwunden. Ich konnte nichts über sein Schicksal erfahren.“

„Und was taten Sie?“

„Que faire! Was sollte ich tun? Ich konnte mich kaum auf den Beinen halten und war froh, dass man mich am Leben ließ. Es ist alles so fürchterlich. Ich gab mein Letztes, das Bild meiner Frau, das in einem mit Goldprägung versehenen Lederrahmen steckte, den Yaulapiti, damit sie mich hierherbringen. Nun besaß ich nichts mehr, um Ruderer bezahlen zu können, und sah keine Möglichkeit,

jemals wieder zurückzukommen. So erwartete ich hier mein Ende – und nun kommen Sie! Gott hat Sie gesandt!“ Clochard hatte Tränen in den Augen, als er nach meiner und Dr. Hofers Hand griff.

„Nun ist ja alles gut“, sagte ich. „Unser Flugzeug bringt Sie zurück.“

„Un avion, quel miracle – ein Flugzeug“, wiederholte er mit erstickter Stimme. „Flugzeug – und zurück! Hinaus aus dieser schrecklichen Wildnis, keine Indianer mehr – oh, ich kann es kaum glauben.“

Clochard blickte stumpf vor sich hin und schwieg erschöpft. Nach einer Weile sagte ich: „In drei Wochen bin ich bei den Yaulapiti, werde der Sache auf den Grund gehen und von den Yaulapiti Rechenschaft über Ihren Bruder Armand und über Croix fordern.“

„Sie wollen das wirklich tun?“, rief der Franzose und richtete sich wieder auf. „Croyez-vous? Glauben Sie vielleicht ... Doch nein, c'est impossible – es gibt weder für meinen Bruder noch für Croix eine Rettung. Im besten Fall könnten Sie Gewissheit über das Schicksal der beiden Männer erlangen, und diese Gewissheit wird entsetzlich sein, wirklich entsetzlich.“

*

Als ich später wieder zum Landeplatz ging, kam mir Sapato entgegen. Er hatte mich schon früher auf zwei Kulisehu-Reisen begleitet, beherrschte die wichtigsten Indianerndialekte am Fluss und konnte sich daher auch

mit den Mehinaku verständigen. Er wirkte ein wenig aufgeregt und sagte: „Senhor, es sieht so aus, als würden wir in eine schöne Geschichte hineingeraten. Sofort bei der Ankunft war mir aufgefallen, dass die Mehinaku, ganz gegen ihre Gewohnheit, sehr betriebsam waren. Nun beobachtete ich, dass sie damit begannen, ihre Hütten zu räumen und ihre Habseligkeiten im Wald zu verbergen. Ich ging der Sache nach – und was glaubt Ihr, Senhor, habe ich erfahren?“

„Ich schätze, dass du es mir jetzt sagen wirst.“

„Die Mehinaku erwarten einen Überfall der Yaulapiti!“

„Das glaube ich nicht. Wenn die Mehinaku ihre Siedlungen wirklich verlassen, dann muss das einen anderen Grund haben.“

„Das kann sein. – Habt ihr schon mit Paliuma gesprochen?“

„Nein. Ich werde es aber sofort tun. Komm mit, damit du gleich unterrichtet bist.“

Wir suchten augenblicklich Paliuma auf.

„Ich möchte mit dir sprechen“, sagte ich zu ihm.

„Willst du nicht am Abend in meine Hütte kommen?“, fragte er.

„Ja, das werde ich gerne tun, doch jetzt möchte ich wissen, warum ihr das Dorf räumt.“

Paliuma überlegte eine Weile, als suchte er nach einer unverfänglichen Erklärung. Ich aber drängte: „Wenn du mir nicht sagst, was vorgeht, werde ich mein Lager flussaufwärts verlegen und morgen sofort zu den Yaulapiti weiterreisen.“